

kurze Betrachtung widmet (S. 85 f.). Einen gewissen Reiz besitzt die Annahme, der Befehl *emenda* könne sich auf die Entfernung einer Inschriftzeile beziehen, die durch eine Füllplatte ersetzt wurde.

Mit dem schon oben erwähnten Erdbeben in den 40-er Jahren des 3. Jahrhunderts n. Chr. kann eine für eine römische Stadt ungewöhnliche Ansammlung von Meilensteinen zusammenhängen, zu denen auch der von H. Sütterlin behandelte Neufund eines *milliariums* des Antoninus Pius zählt (S. 87-91). Im Zuge einer improvisierten Instandsetzung fanden die Steine vielleicht den Ort ihrer Neuaufstellung, an dem sie auch ausgegraben wurden.

Im ersten Beitrag des zweiten Teils unternimmt St. G. Schmid den Versuch der Zusammensetzung zweier bzw. dreier Inschriftfragmente, die er als Teile der Bauinschrift eines Bades interpretiert (S. 95-106). Aus der Rekonstruktion zweier Bruchstücke ergibt sich mit einiger Sicherheit, daß das Badegebäude vermutlich von einem Priester des munizipalen Kaiserkultes in Augst errichtet wurde. Als plausibel, „aber nicht hieb- und stichfest“ kann dagegen die Ergänzung mit einem weiteren Fragment gelten, die zudem auch den Namen des Stifters, eines „P. Fonteius, Sohn des..., Enkel eines Taurus“, überliefern würde.

W. Boppert untersucht das Formular einer Gruppe lateinischer Grabinschriften aus Augusta Raurica und stößt dabei auf Menschen, die an der Schwelle zur christlichen Zeit zu stehen scheinen (S. 107-117). Darauf deutet vor allem die Eingangsformel der schlichten Grabdenkmäler hin, die die traditionelle Weihung an die göttlichen Manen mit dem ewigen Angedenken (*memoriae aeternae*) verbindet. Zusammen mit der „Baudoaldus“-Inschrift aus dem 6. Jahrhundert zeigen die Grabstelen des 2./3. Jahrhunderts enge Beziehungen zwischen dem Rhonegebiet um Lyon, in dem Christen ja schon für die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts bezeugt sind, und dem Oberrhein auf. Enthält noch die späte Inschrift die Formel D M zusammen mit dem christlichen Kreuz, so deutet sie wie die früheren Zeugnisse vielleicht einen über längere Zeit währenden Synkretismus an, der gegen eine zu „abrupte“ Bekehrung besonders der einfacheren Bevölkerung spricht.

Anhand dreier Fragmente von Ehreninschriften belegt R. Haensch, daß auch aus den gallisch-germanischen, in Rom gern als „hosentragend“ bespöttelten Provinzen Senatoren und Ritter, Mitglieder der Führungsschicht des Imperiums also, stammen konnten, zumindest was die Bürgerkolonien wie Augusta Raurica angeht (S. 119-127). Ein weiteres Bruchstück scheint, wie E. Rigert und Ch. Schneider darlegen, für die Stadt die Existenz einer Station zur Erhebung des 2 ½ %-igen Zolls in den Nordwestprovinzen (*quadragesima Galliarum*) zu belegen (S. 129-132).

Im folgenden Beitrag zeichnet R. Frei-Stolba die Überlieferungsgeschichte des verschollenen Tetto-Grabsteines nach (S. 133-145), und auch P.-A. Schwarz schildert ein Beispiel für das oft wechselvolle Schicksal von Inschriften (S. 147-171). Nach seiner neuen Deutung ist eine Bauinschrift für die Wiederherstellung einer Kastellmauer im 3. Jahrhundert vor 450 zur Grabinschrift eines - christlichen? - Stabsoffiziers umgearbeitet worden, um dann im Frühmittelalter als Seiteneinfassung eines Steinplattengrabes zu dienen.

Der mit hervorragend guten Abbildungen ausgestattete Band der Augster Reihe bietet interessante Einblicke in die epigrafischen Zeugnisse der Augusta Raurica, die aufgrund der besonderen Überlieferungssituation nicht gerade häufig vorhanden sind. Der sehr reine Kalkstein ihrer Trägermedien ließ zahlreiche Steindenkmäler der Zerstörung in den Brennöfen anheim fallen. Gegenüber den überaus ergiebigen Fundgattungen der Fibeln oder Kleinbronzen erfordern die eher spärlich vorhandenen Inschriften ein hohes Maß an Interpretationsgeschick und manchmal auch an Wagemut. Wie beides eine fruchtbare Symbiose einzugehen vermag, stellen die Autoren des vorgestellten Buches unter Beweis.

Frank Unruh, Trier

Gerhard Weber (Hrsg.), *Cambodunum - Kempten*. Erste Hauptstadt der römischen Provinz Rätien? Mit Beiträgen von Andrea Faber u.a. (Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2000). ISBN 3-8053-2691-2. IV, 156 S., 250 Abb. Gebunden, 34,80 €.

1972 erschien die Monographie von Wilhelm Schleiermacher, „Cambodunum - Kempten“ noch mit dem bescheidenen Untertitel: „eine Römerstadt im Allgäu“. Neue Forschungen in den vergangenen drei Jahrzehnten, nicht zuletzt in Zusammenhang mit der 1983 begonnenen Einrichtung des

„Archäologischen Parks Cambodunum“ (APC), haben zu einer Revision dieser zurückhaltenden Umschreibung geführt. Wie der Herausgeber im Vorwort anführt, schien „vor diesem Hintergrund ... eine neuerliche zusammenfassende Publikation und gleichzeitige Standortbestimmung wünschenswert“ (S. 2). In bewährter Manier und bekannter Ausstattung der Reihe „Zaberns Bildbände zur Archäologie“ wird dieser Vorgabe in 40 kleineren und größeren Beiträgen zu verschiedenen Themen der „Cambodunumforschungen“ entsprochen.

In der Einführung des Herausgebers (S. 3) werden außer der Zielsetzung des Bandes die historischen, quellenbedingten Voraussetzungen für die wissenschaftliche Erforschung des römischen Kempten referiert. Es wird eingestanden, daß der Untertitel sein Fragezeichen zu Recht trägt, ein gewisser Lokalpatriotismus gegenüber der Hauptstadt-Konkurrentin Augsburg ließ sich aber, was zumindest das 1. Jahrhundert n. Chr. angeht, nicht unterdrücken. Der Herausgeber betont die Eigenständigkeit seines Faches, der Provinzialrömischen Archäologie, hinsichtlich der Formulierung militärgeschichtlicher Fragen. Ein weiterer Gegenstand sei der Versuch, „im Spiegel der römischen Präsenz die sonst unbekannte Geschichte der jeweils einheimischen oder angesiedelten Bevölkerung sichtbar zu machen“ Mit dieser neutralen und zutreffenden Umschreibung wird der nach Ansicht des Rezensenten wenig brauchbare und überstrapazierte Begriff der „Romanisierung“ - des „Römisch-Machens“ was immer das meinen will - mit seiner immanenten Aporie vermieden.

Birgit Kata bietet einen Überblick der Forschungsgeschichte (S. 4-12) von den ersten legendenhaft gefaßten Beobachtungen im 15. Jahrhundert bis zur jüngsten Ausgrabung im Forumbereich im Jahr 1999. Ein spannender Abschnitt ist dabei sicherlich das engagierte Bemühen der Denkmalschützer, zum Teil im Verein mit der Öffentlichkeit bei den „Kemptener Stadtoberen“ einen Bewußtseinswandel hinsichtlich der Bewahrung der ergrabenen Überreste der Römerstadt zu bewirken (S. 11 f.). Der Artikel von Herbert Scholz „Vom Werden der Landschaft“ (S. 13 f.) um Kempten leitet zu den thematischen Detailbeiträgen über, deren erster, wiederum vom Herausgeber verfaßt, die topographische und überörtliche Einbindung sowie die Stellung der „polis Cambodunum“ (S. 15-24) in der frühen Geschichte der römischen Provinz Rätien behandelt.

Historische Hauptquelle dafür, und daraus erklärt sich der Titel des Beitrages, ist ein Abschnitt aus den „Geografischen Forschungen“ des augusteischen Autors Strabon aus Amaseia. In dem griechisch geschriebenen Text wird unter den „Städten“ (*poleis*) der Vindeliker auch *Kambodounon* genannt. Nun ist unter *polis* nicht der selbstverfaßte griechische Stadtstaat zu verstehen, sondern Strabon übersetzt damit den Begriff für den Hauptort eines von den Römern organisierten keltischen Stammesgebietes (*civitas*), ohne dabei auf seine tatsächliche Rechtsstellung einzugehen. Es wird von der althistorischen Forschung diskutiert, ob die *civitas* der vindelikischen Estionen nicht den privilegierten Status eines Bundesgenossen der Römer (*civitas foederata*) besaß (S. 22). Cambodunum selbst scheint dabei nach Ausweis der Funde nicht aus einer militärischen Anlage, sondern eher aus einem Versammlungsplatz, „an dem umliegende Stämme ihre Gefolgschaft und Loyalität gegenüber dem römischen Herrscherhaus ... kundtun konnten“ hervorgegangen zu sein. Allerdings ist eine dazugehörige Siedlung noch nicht nachgewiesen worden (S. 23 f.).

Im folgenden Beitrag wendet sich zunächst der Herausgeber den archäologischen Befunden zu den Holzbauten der „frühen Stadt“ (S. 25-33) zu. Er vergleicht diese Frühphase in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. mit einer Pioniersiedlung im amerikanischen „Wilden Westen“. Im Unterschied dazu waren aber die Holzhäuser in Cambodunum durch ihren Lehmwurf im äußeren Erscheinungsbild nicht als solche zu erkennen. Für das fortgeschrittene 1. Jahrhundert sind auch Wandmalereien belegt (Abb. 38). Diese Bebauung läßt sich durchaus mit den Wohnhäusern im frühen Trier vergleichen, wie sie etwa unter den Thermen am Viehmarkt nachgewiesen wurden. Maik Sieler stellt Werkstücke und Abschläge von Bauhölzern vor, die sich in einer Grube erhalten haben (S. 34 f.).

Bereits im 4. Jahrzehnt des 1. Jahrhunderts treten auch erste Steingebäude auf, mit denen sich der Herausgeber befaßt (S. 36-44). Dazu zählt auch die bauliche Ausstattung des älteren Forums mit einem Versammlungsraum für die *seviri Augustales*, die für die Ausrichtung des Kaiserkultes zuständig waren. Die freistehende erste Basilika besaß ein Podium, das als Tribunal gedient haben kann. Östlich des Forums erstreckt sich das über 4 ha große Areal des „Heiligen Bezirks“, dessen einziger Steinbau, von der umgebenden Mauer und dem Torgebäude abgesehen, ein Altar gewesen ist, der ebenfalls der Pflege des Herrscherkultes diente. Wenn außer mediterranen Heiligtümern oder dem Kultzentrum der *Tres Galliae* in Lugdunum/Lyon auch die keltischen „Viereckschanzen“

als mögliche Vorbilder herangezogen werden (S. 41 f.), so ist hier doch Vorsicht angeraten, da diese Anlagen insgesamt weder in ihrer Zweckbestimmung eindeutig gesichert sind, noch in ihrer baulichen Ausstattung ein einheitliches Erscheinungsbild aufweisen. Allerdings dürfte ein Vergleich mit dem *nemeton* von Gournay-sur-Aronde (Dép. Oise) nicht ganz unzutreffend sein. Als Holzbau scheint der erste mögliche Sitz eines prokuratorischen Statthalters, das *praetorium*, seinen Anfang genommen zu haben.

Herkunft und Verwendung der steinernen Baumaterialien sind der Gegenstand des Beitrages von Urte Haupt und Gerhard Weber (S. 44-48), wobei sich eine Trennung von heimischen Steinen für die Konstruktion und Importgesteinen für die Dekoration vornehmen läßt. Seit dem Ende des 1. Jahrhunderts entwickelt sich Cambodunum zu einer „Stadt nach mediterranem Vorbild“ (S. 49-80), der sich der Herausgeber im folgenden Abschnitt zuwendet. Das Stadtzentrum wird durch rechtwinklige Straßen und langrechteckige Häuserblöcke (*insulae*) gegliedert. Daß kein Theater nachzuweisen ist, mag mit dem Verlust des Statthaltersitzes an Augsburg zu Beginn des 2. Jahrhunderts zusammenhängen. Während das Forum in flavischer Zeit als jetzt geschlossene Anlage in monumentaler Form ausgebaut wurde, erfuhr das bisherige *praetorium* spätestens am Anfang des 2. Jahrhunderts einen Nutzungswandel zu einem Unterkunfts- oder Gästehaus. Die angeschlossenen „Kleinen Thermen“ können so sinnvoll weiter genutzt worden sein. (Diese Anlage ist heute unter einem Schutzbau konserviert [Abb. 113a,b].) Dagegen stand das zu den frühesten Steinbauten zählende „Thermenhaus“ in Beziehung zu dem noch aus Holzbauten bestehenden gallo-römischen Tempelbezirk auf einem Geländesporn im Westen der Stadt. Der Grundstein für die dritte der Badeanlagen Cambodunums, die „Großen Thermen“, wurde vermutlich im letzten Viertel des 1. Jahrhunderts gelegt. Spätestens um die Mitte des 2. Jahrhunderts bot sich der Tempelbezirk mit seinen Bauten so dar, wie er auch in der Teilrekonstruktion vor Ort dem heutigen Besucher erscheint (Abb. 116 u. 117).

Vom „Wohnen und Arbeiten“ (S. 59-67) sowie dem „richtigen Leben“ in Cambodunum zeugen Bauten und Funde aus den *insulae*: Ein unfrommes Fluchtäfelchen gehört dazu, wie auch ein Metallsammelfund, der Bronzegefäße aus dem frühen ersten wie dem 2. Jahrhundert umfaßt und mit der Zerstörung des Hauses in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts verschüttet wurde! Noch weitgehend der Bearbeitung harren die Funde und Befunde aus den „Vorstädten“ im Norden und Süden der Stadt, die aber wohl zutreffend als „Handwerkerviertel“ - im Süden vorwiegend Töpfereien - anzusprechen sind.

Eingehend mit den Funden zu „Handel und Handwerk“ (S. 81-102) setzen sich Salvatore Ortisi, Andrea Rottloff, Sandra Fortner und Markus Gschwind in ihren Beiträgen auseinander. Als interessante Nebenaspekte können Nachweise der Schriftkundigkeit ebenso dienen wie ein teures Reiseandenken in Gestalt einer seltenen Tasse des Glasmachers Ennion (S. 91). Einige Fragmente geben sogar Hinweis auf lokale Glasherstellung. Wichtige Quellen zur Wirtschafts- und Handelsgeschichte sind Keramikfunde, zu denen Gebrauchsgeschirr ebenso zählt wie Terra Sigillata und Amphoren, und auch Bleianhänger, die den Preis für Textilien oder Schuhe nennen (Abb. 158). Eisenwerkzeuge gehen in der Regel auf lokale Herstellung zurück und weisen auf das breite Spektrum der Arbeiten in Handwerk und Landwirtschaft hin. Werkstätten von Bronzegießern waren ebenfalls vor Ort tätig.

Andrea Rottloff und Sandra Fortner betrachten den „häuslichen Alltag im Spiegel archäologischer Funde“ (S. 103-114). Außer den materiellen Sachgütern, der Einrichtung, dem Wandschmuck, den Gegenständen von Spiel und Zeitvertreib, den Lampen, der Kleidung, dem Schmuck und anderen Utensilien des weiblichen Alltagslebens, sind nach heutiger Sicht gerade die vergänglichen Zeugen für die Ernährung von besonderem Interesse: Zunächst wohl als anrühlich betrachtet, geben gerade Abfall- und Latrinengruben zahlreiche Details über bevorzugte Speisen, Haustiere sowie Erzeugnisse von Gartenwirtschaft und Ackerbau preis. Und dem „täglichen Brot“ (S. 115-118), der landwirtschaftlichen Produktion des Umlandes im besonderen, ist der Beitrag von Sebastian Gairhos gewidmet. Im Gegensatz zum heutigen Bild des Allgäus mit satten Weiden und stattlichen Kühen war die agrarische Produktion römischer Zeit vermutlich weitaus vielfältiger geprägt. Viele der damaligen Gutsbesitzer gingen im „Nebenerwerb“ der Erzgewinnung, der Metallverarbeitung, der Ziegelherstellung oder dem Bausteinabbau nach.

Der Herausgeber wendet sich darauf den „*Viae et pontes* - Straßen und Verkehr“ (S. 119 f.) zu, einer „der wichtigsten zivilisatorischen Voraussetzungen zur Anbindung und Erschließung neu annektierter Gebiete.“ Außer einigen erhaltenen Straßenresten weisen die Meilensteine darauf hin,

die zudem noch Zeugnisse historischer Ereignisse sein können. Andrea Faber behandelt eine der komplexesten Fragestellungen in der Geschichte der römischen Provinzialbevölkerung, die ihrer Zusammensetzung nämlich. „Bürger, Estionen und Fremde“ (S. 121-126) prägten das Bild Cambodunums, was jedoch kaum aus den spärlichen historischen Quellen genauer zu erschließen ist: „Deshalb müssen wir uns ... auf die Aussagen der archäologischen Quellen stützen, in erster Linie auf die Gräber sowie [die] regionalspezifischen Gegenstände“ (S. 121).

Allerdings ist einzuschränken, daß keine konkreten Aussagen zu den streng definierten sozialen Gruppen, Dekurionen, einfache freie Bürger, Freigelassene oder Sklaven, zu treffen sind. Allenfalls Angehörige des Militärs zeichnen sich in den archäologischen Quellen deutlich ab. Hierin sei „eine italisch-mediterrane Komponente“ zu erkennen (S. 123). Auch einige der „zivilen“ Bestattungen sind auf römische Zuzügler zurückzuführen. Doch die Übernahme fremder Elemente in den Fundus bestehender Traditionen erschwert oft die eindeutige Zuweisung. Zuwanderer aus anderen keltisch geprägten Regionen lassen sich oft nicht von solchen aus Oberitalien unterscheiden, da auch dort die keltische Kultur vertreten war. Auf das Rheinland und Gallien überhaupt scheinen jedoch Tierfiguren aus Ton hinzudeuten. Fibelformen aus Nordost- und Ostgallien mit dem Moselgebiet hingegen wurden auch von germanischen Anrainern getragen. Die Anwesenheit von Raetern, denen die Provinz ihren Namen verdankt, läßt sich erst für die Zeit des Kaisers Claudius annehmen. Von der flavischen Epoche an wird die Feststellung der Herkunft von Menschen aufgrund ihrer Sitten und Sachkultur „immer schwieriger“, „die Eigenheiten werden schwächer“ (S. 125). Hier könnten nur Schriftquellen weiterhelfen. Eine Veränderung der Bevölkerungszusammensetzung wird sich im 4. Jahrhundert vollzogen haben: Während sie in der Zivilsiedlung weitgehend aus den „Nachkommen der alteingesessenen Stadtbewohner Cambodunums“ bestand, mag sich um die militärische Befestigung auf der Burghalde eine Siedlung mit den Angehörigen der Besatzung entwickelt haben (S. 126).

Eingeleitet mit einer literarischen Anspielung sind „die Nekropolen“ (S. 127-133) Thema eines weiteren Beitrages derselben Verfasserin. Die Nähe zur Siedlung, die unterschiedlichen Formen der Bestattung und des Totenkultes, aber auch die Ablagerung von Unrat in der Nordnekropole bis weit in das 2. Jahrhundert hinein zeigen tatsächlich, daß hier „die Stadt, der Tod und der Müll“ zusammentrafen.

Von den vielfältigen und zum Teil tiefgreifenden Veränderungen im Verlauf des 3. und 4. Jahrhunderts war auch Cambodunum betroffen. Dies zeigt Michael Mackensen in seinem Beitrag über „Cambidanum - eine spätrömische Garnisonsstadt an der Nordwestgrenze der Provinz *Raetia secunda*“ (S. 134-146), womit allein eigentlich schon viel gesagt ist. Im 3. Jahrhundert sind es vor allem Germaneneinfälle, die das Schicksal der Stadt bestimmen: Verunsicherung, die sich vielleicht in Münzhorten spiegelt, ja, aber „eine vollständige und planmäßige Zerstörung ... , etwa durch Brand, ... und eine darauffolgende Verödung der Stadt läßt sich jedenfalls archäologisch vorerst noch nicht sicher feststellen“ (S. 135) - also eher nein, um es deutlicher zu sagen, als sich der Verfasser getraut haben mag! Zumindest registriert er die rhetorische Übertreibung von der *Raetia amissa* unter Gallienus in einer Lobrede aus dem Jahr 297. Dennoch glaubt er, daraus auf konkrete strategische Maßnahmen dieses Kaisers schließen zu können. Zweck dieser Vermutung ist, den Rückzug auf den „nassen“ Limes von Donau, Iller und Rhein in dessen Regierungszeit zu datieren: „Cambodunum war nun Grenzstadt geworden“ (S. 136), um gleich darauf einzuschränken: „Auch wenn uns die genauere Disposition der raetischen Truppen in den 60er und 70er Jahren des 3. Jhs. n. Chr. weitgehend unbekannt ist ...“!

Positiv unter diesen Inkonsequenzen, deren Ursache wohl der Glaube sein mag, in den historischen Quellen zu dieser Zeit exakte Zeugnisse vor sich zu haben, tritt hervor, daß er dem aus der alles andere als zeitgenössischen *Historia Augusta* entstammenden Mythos des Kaisers Probus einiges an Glanz nimmt: Bis auf Vermania/Isny seien keine der militärischen Befestigungen an den Flußläufen mit ihm in Verbindung zu bringen (S. 137 f.). Im letzten Viertel des 3. Jahrhunderts sei die ungeschützte Zivilsiedlung Cambodunum „aufgegeben und zumindest partiell als Steinbruch verwendet“ worden, während auf der Burghalde eine spätrömische Befestigung errichtet wurde, an deren Fuß sich die - nun ebenfalls umwehrte - Zivilstadt verlagert habe. Im Verlauf des 4. Jahrhunderts hat sich der Name der Stadt zu *Cambidanum* gewandelt. Allerdings fehlen Quellen über die Verwaltungsstruktur, und auch von der Innenbebauung sind nur wenige, meist nicht näher datierbare Steingebäude

partiell aufgedeckt worden, deren Zweckbestimmung ebenfalls unbekannt bleibt. Wahrscheinlich wurden um die Mitte des 4. Jahrhunderts Häuser der früheren Zivilsiedlung instandgesetzt und wieder bewohnt. Selbst im Gallorömischen Tempelbezirk hat man nach Ausweis von Münzfunden die heidnischen Götter verehrt. Es stellt sich die Frage, wie weitgehend die „Aufgabe“ der Siedlung und wie lang die Dauer der Nutzungsunterbrechung tatsächlich waren, zumal die Datierung dieser Phänomene mit erheblichen Unsicherheiten behaftet ist, wie im Beitrag immer wieder deutlich wird. Das Ende von Cambidanum läßt sich nicht genau datieren, könnte aber erst um die Mitte des 5. Jahrhunderts anzusetzen sein.

Abschließend entwickelt der Herausgeber die „Perspektiven“ (S. 147 f.) künftiger Forschungen zum römischen Kempten. Außer der Vorlage einiger Publikationen zu bestimmten Baukomplexen und Fundgattungen sei die Einbindung die Naturwissenschaften bei der Beurteilung von Funden und Befunden gefragt. Jedoch müsse der zunehmenden Spezialisierung durch interdisziplinäres Arbeiten entgegengewirkt werden. Vor allem vom spätantiken Cambodunum sei durch gezielte Sondagen „eine Brücke zu schaffen ins Hochmittelalter“, schließlich erwuchs aus der römischen und mittelalterlichen Stadt das heutige Kempten (S. 148).

Die vorliegende Publikation kann als gelungene Bestandsaufnahme der archäologischen Forschung über das antike Kempten bezeichnet werden. Den Lesern, die sich tiefer mit Detailfragen beschäftigen wollen, steht ein umfangreiches Literaturverzeichnis (S. 149-155) hilfreich zur Seite. Aufgrund der ausgezeichneten Illustrationen und der verständlichen Sprache stellt es einen empfehlenswerten Einstieg in die Geschichte einer provinziäl-römischen Stadt dar, wie man ihn sich auch von anderen Orten wünschen würde. In dieser ansprechenden Form kann sich die archäologische Denkmalpflege als ein Tätigkeitsfeld präsentieren, das mehr ist und das mehr zu bieten hat als ein reines Investitionshindernis für Bauherren und Kommunen.

Frank Unruh, Trier

Peter Haupt, *Römische Münzhorte des 3. Jahrhunderts in Gallien und den germanischen Provinzen*. Eine Studie zu archäologischen Aspekten der Entstehung, Verbergung und Auffindung von Münzhorten. Provinziäl-römische Studien 1 (Verlag Bernhard Albert Greiner, Grunbach 2001). ISBN 3-935383-07-X. 305 S., 66 Karten, 8 Diagramme, Tab. Kartonierte, 42,- €.

Trotz der recht mechanischen Umschreibung im Untertitel, die wesentliche Aspekte von Münzhorten nicht nur der römischen Zeit berührt, ist vor allem der historische Quellenwert dieser archäologischen Fundgattung Gegenstand der besprochenen Untersuchung. Der unbestreitbare Vorzug römischer Münzen hinsichtlich der ziemlich exakten Bestimmung ihrer Herstellung, Herkunft und Autorisierung bietet es geradezu an, sie mit auf andere Weise, etwa in literarischen Zeugnissen, überlieferten Ereignissen zu verknüpfen. Besonders die Entstehung und der Verlust von Münzhorten werden dabei gern unmittelbar mit bekannten Krisenzeiten oder kriegerischen Ereignissen in Verbindung gebracht. Doch damit gerät die historische Forschung in Gefahr, einen Kausalzusammenhang zu postulieren, der aus dem jeweiligen Münzhort kaum und aus einer undifferenzierten Gesamtheit schon gar nicht abzuleiten ist. Dazu müßte nämlich eine gesicherte Vergleichbarkeit zwischen allen für eine historische Fragestellung herangezogenen Münzhorten bestehen. Aber außer der „Binsenweisheit“, daß alle heute ausgegrabenen Horte in der Antike nicht mehr geborgen wurden und alle ihre damaligen Besitzer tot sind (S. 9), läßt sich nur in den wenigsten Fällen bzw. bei bestimmten Gattungen etwas über die Motivation ihrer Verbergung und Belassung am Verbergungsort aussagen.

So sei es Ziel der vorliegenden Studie, „Anhaltspunkte zu ermitteln, welche es erlauben, eine Typologie von Verbergungscharakteristika und Hortzusammensetzungen theoretisch und anhand des vorgelegten Materials zu erstellen“ (S. 9 f.). Dieses besteht aus 1724 münzdatierten Hortfunden aus dem gewählten Untersuchungsgebiet der gallischen und germanischen Provinzen. Der auf einer Datenbank basierende Katalog ist für weitere Untersuchungen auf einer CD-ROM verfügbar.

Zunächst unternimmt der Verfasser eine klärende Definition der Begriffe „Hort“, „Hortung“, „Hortsicherung“ und „Schatz“ (S. 10-16). Horte werden als Fundgruppe gesehen, die in allen,